

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 61 (1967)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Die Reformation muss weitergehen  
**Autor:** Bartsch, H.W.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-141311>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Reformation muss weitergehen

Gedenktage sind gefährlich. Sie wenden unseren Blick nach rückwärts, in die Vergangenheit, und sie lassen diese Vergangenheit als ein vollkommenes Ideal erscheinen, dem wir nur nacheifern müssen. Ein Ruf, wieder zu gewinnen, was wir in jener Vergangenheit hatten, ist das einzige, was Gedenktage uns geben können. «Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.» Das mag bei politischen Gedenktagen durchaus sinnvoll sein, wenn jenes Ereignis eine Verheissung umschloss, an deren Erfüllung der Gedenktag immer wieder neu mahnt. So mag es mit dem 14. Juli für die Franzosen und mit dem 4. Juli für die Amerikaner sein. Es ist der Tag der Befreiung, und sein Gedenken muss immer neu die Frage stellen, ob diese Befreiung auch heute noch Wirklichkeit ist.

Aber für die Christen ist ein Blick in die Vergangenheit *allein* ohne Sinn. Wir können uns an keine Zeit in der Geschichte der Kirche erinnern, die uns derart ein Ideal bietet, dem wir nur nacheifern müssen. Mit dem Fortschreiten der Geschichte verlieren vielmehr jene Ereignisse der Vergangenheit ihre Bedeutung, und wir können sie nicht ins Gedächtnis zurückrufen, als seien sie für unsere Zeit in gleicher Weise gültig. Was an jenem 31. Oktober 1517 in Wittenberg wirklich geschah, ist heute nicht einmal unumstritten, und abgesehen davon ist Luthers Protest gegen das Ablasswesen für uns heute ohne Bedeutung; denn es gibt ein solches Ablasswesen heute nicht mehr. Aber auch, wenn wir den Thesenanschlag in grösserem Zusammenhang sehen, um dann den Reichstag in Augsburg und das dort vorgelegte Bekenntnis der evangelischen Stände als entscheidend und unsere Kirche bestimmend zu sehen, müssen wir erkennen, dass es erheblicher Arbeit der Auslegung bedarf, um uns heute deutlich zu machen, was die *Confessio Augustana* bedeutet. Und die lapidaren Sätze von der Rechtfertigung allein aus Gnaden, allein durch Jesus Christus und allein durch den Glauben haben heute kaum noch die gleiche Bedeutung wie vor 450 Jahren. Sie erstarrten zu Lehrsätzen und wurden die Ursache für Lehrstreitigkeiten, die sich in ihrer Schärfe kaum von dem Vorgehen der Inquisition unterschieden. Irrlehrer wurden verurteilt und Hexen verbrannt, als wäre niemals die Freiheit eines Christenmenschen proklamiert worden.

Das Gedenken an die Reformation vor 450 Jahren begeht die evangelische Christenheit heute in einer Situation, die sie in einer Krise antrifft, wie sie schwerer kaum jemals zuvor festzustellen war. Dabei sollen wir nicht einmal zuerst an den Gegensatz zwischen der Bekenntnisbewegung und der sogenannten modernen Theologie denken. Dieser Gegensatz wird darum wieder vergehen, weil dennoch beide Seiten etwas gemeinsam haben, das stärker ist als der Gegensatz: Beide Seiten mühen sich um das Verstehen der Bibel. Der tiefere Grund für die Krise des Christentums liegt an einem anderen Punkt. In der Zeit der Aufklärung hat es schon einmal Pfarrer gegeben, die das Wesen unseres Glaubens aufzulösen schienen und statt dessen über die Nützlichkeit des Kartoffelanbaus predigten. Sie sind heute nur noch

Kuriositäten unserer Kirchengeschichte. Und auf der anderen Seite konnte im 17. Jahrhundert ein evangelischer Prediger seines Amtes enthoben werden, weil er predigte, dass Christus während der drei Tage, als er im Grabe lag, nicht mehr Mensch gewesen sei. Scheinen uns diese Streitigkeiten heute abwegig, dass wir sie nur belächeln können, so erkennen wir daran, dass sie wirkungslos blieben. Sie konnten die Kirche ebensowenig spalten, wie es diesen Streitigkeiten heute gelingen wird. Wir dürfen mehr Zutrauen zu der Kraft des Wortes der Bibel haben, als dass wir uns durch diese Streitigkeiten beunruhigen lassen.

Die Krise unseres evangelischen Christseins liegt anderswo, sie ist für beide Seiten, die modernen Theologen und die bibelgläubige Bekenntnisbewegung in gleicher Weise alarmierend. Sie erwächst aus der Frage, was dieses Wort der Bibel für unser Leben bedeutet. Es droht die Gefahr, dass evangelisches Christentum nur noch als eine Religion weiterlebt, die in den Kirchen zelebriert wird, aber keinen Einfluss auf unser Leben mehr hat, wenn wir den ganz privaten Bereich der Familien und des sexuellen Verhaltens ausnehmen. Was christlich ist, scheint sich nur noch daran feststellen zu lassen, ob Kinder zur rechten Zeit und in der rechten Zahl geboren werden. Aber das Zusammenleben in der Gesellschaft, Politik und Wirtschaft unterliegt anderen Gesetzen, die weder christlich noch unchristlich sind. Diese Krise des Christentums ist zuletzt darin begründet, dass mit der Reformation zwar ein Weg begonnen wurde, dass wir es aber durch die Jahrhunderte versäumt haben, ihn weiter zu gehen. So konnte die Reformation zu Lehrsätzen erstarren, um deren Geltung und Verteidigung man mit der gleichen Heftigkeit stritt wie im vierten Jahrhundert um ein Jota, ob Christus seinem Wesen nach Gott gleich oder Gott ähnlich sei. Aber schon im vierten Jahrhundert war dieser Streit das Zeichen dafür, dass die Christenheit das vergessen und verloren hatte, was eigentlich ihr Wesen ausmacht: die Hoffnung, die Proklamation des Gottesreiches in dieser Welt, das da kommt!

Die Reformation begann mit der Rückbesinnung auf die Anfänge der Christenheit. Wie auch in anderen Bereichen des Lebens erschallte der Ruf: Zurück zu den Quellen. Aber für die Christen bedeutet dies gerade nicht nur eine Rückbesinnung, nicht die Wiederherstellung alter idealer Zustände, sondern es sollte die Wiedergewinnung der urchristlichen Hoffnung bedeuten. Es sollte die Rückkehr zu einem Weg bedeuten, den die Kirche verlassen hatte, damit die Christen wieder die Funktion in dieser Welt aufnehmen, die ihnen von Gott zugewiesen ist, diese Welt zu verändern, diese Welt für jenes Kommen des Gottesreiches zu bereiten, das Petrus und Paulus ausgezogen waren zu proklamieren. Weil am Anfang der Christenheit diese Proklamation steht, die dazu aufruft, das Gottesreich schon hier zu leben, weil es im Kommen ist, darum kann es für Christen niemals ein Gedenken geben, das nur Rückerinnerung an Vergangenes ist, darum kann es in der Vergangenheit nichts geben, das ideal und vollkommen war und das wir nur wiedergewinnen müssen, damit alles in Ordnung ist. Weil am Anfang die Hoffnung steht, muss unser Blick sofort in die Zukunft gerichtet werden, und jede

Rückbesinnung auf einen neuen Anfang drängt uns zu neuem Bemühen, den begonnenen Weg fortzusetzen.

Um den Weg fortsetzen zu können, müssen wir aber das, was in der Reformation geschah, kritisch prüfen. Wir tun Luther und den Reformatoren Unrecht, wenn wir sie zu Heiligen erheben, als ob alles, was sie taten und lehrten, tadellos war. Wir haben es erst vor dreissig Jahren erfahren, wie Luthers Lehre ein Hindernis für das rechte christliche Zeugnis sein kann, als sie uns hinderte, jenem widerchristlichen Reich auch politisch zu widerstehen. Sie hinderte uns, für unseren Nächsten einzutreten, wenn dieser Nächste ein Kommunist oder Jude war. Sie hinderte uns, einem Gesetz zu widerstehen, das eine Reihe unserer Nächsten zu Menschen zweiter Klasse herabsetzte und ihnen am Ende das Menschsein absprach. Wir waren durch Luthers Lehre so zum Gehorsam gegenüber der Obrigkeit erzogen, dass wir auch ein derart unmenschliches Gesetz einfach anerkannten, weil es ein Gesetz der Obrigkeit war.

Wenn wir darum der Reformation recht gedenken wollen, müssen wir auch jene verrufenen Gestalten uns ins Gedächtnis rufen, die Luther bekämpfte. Waren Karlstadt und die Bilderstürmer wirklich nur Schwärmer, die radikal mit dem Bilderdienst aufräumten, und gehorchte Luther dem Gebot Gottes, als er daran festhielt, das zweite Gebot, das den Bilderdienst verbot, von der ersten Tafel der zehn Gebote zu tilgen? Und war Luther wirklich im Recht, als er die aufrührerischen Bauern dem Morden und Brennen der Fürsten auslieferte und jedem ein gutes Gewissen gab, er tue ein Werk christlicher Liebe, wenn er im Dienst der Fürsten tötete? Ist der Luther, der zum Bewahren des Bestehenden gegen die Bilderstürmer aufrief, der den absoluten Gehorsam gegenüber der Obrigkeit predigte, wirklich derselbe Augustinermönch, der die Thesen anschlug und der 1520 vor Kaiser und Reich stand? Und wenn er es offenbar nicht ist, müssen wir fragen, wodurch jener Aufbruch der ersten Jahre wieder zum Stillstand kam.

Halten wir uns an die erste These Luthers, so werden wir den eigentlichen Anstoß erkennen, der den Neuaufbruch einleitete: «Wenn unser Herr Jesus Christus spricht: „Tut Busse“, so will er, dass das ganze Leben seiner Gläubigen eine unaufhörliche Busse sei.» In diesem Satz ist die Rückbesinnung auf die urchristliche Botschaft proklamiert.

«Tut Busse; denn das Gottesreich ist nahe herbeigekommen!» Das war die Verkündigung Jesu. Und diesen Bussruf gaben die Apostel weiter, weil sich jetzt erfüllte, was Jesus proklamiert hatte. Aber die ersten Christen predigten dies nicht nur, sie lebten es zugleich. Die Apostelgeschichte gibt uns ein Bild jenes Lebens, das nicht nur eine ideale Gemeinschaft formte, in der jeder das erhielt, was er brauchte. Es war eine Gemeinschaft, in der alle Schranken, die die Menschen damals trennten, keine Geltung mehr hatten. Es gab weder Freie noch Sklaven. Als Paulus den entlaufenen Sklaven Onesimus seinem Herrn nach Kolossae zurück sandte, gab er ihm einen revolutionären Brief mit. Sein Herr sollte ihn wie einen Bruder behandeln. Wir brauchen uns nur vorzustellen, was es heute bedeutet, wenn ein Pfarrer an

einen Unternehmer seiner Gemeinde schreiben würde, er solle seinen Arbeitern als Brüdern gleiche Rechte einräumen, wie er sie selbst in Anspruch nimmt, um zu sehen, welche revolutionäre Bedeutung jener kürzeste Paulusbrief hat, den wir im Neuen Testament finden. Hätte es damals schon Zeitungen gegeben, könnten wir uns die Schlagzeilen der Springer-Presse jener Tage vorstellen: Christlicher Apostel untergräbt die Arbeitsmoral der Sklaven! Paulus gegen unsere rechtsstaatliche Ordnung!

Aber noch eine andere Schranke geheiliger Art war gefallen: Hier ist weder Jude noch Grieche! Wir sind alle eins in Christus! Die Christen proklamierten, dass Gott seinen Bund mit dem Gottesvolk jetzt ausgeweitet hat, so dass jeder Zugang zu ihm hat, der sich ihm um Christi willen naht. Christen sind die eingepfropften Zweige in den Ölbaum Israel, sie sind die adoptierten Kinder Israels. Wieder brauchen wir uns nur daran zu erinnern, dass die Juden damals im römischen Reich als Atheisten verschrien waren, um zu erkennen, was dieser Ruf bedeutet. Und wir sehen dann zugleich, wie diese Proklamierung des Gottesreiches, in dem wir allzumal Brüder sind, bald verloren ging und das Christentum nur eine andere Religion neben den bestehenden bildete und diese am Ende ersetzte, als Konstantin es sicherer erschien, das Christentum zum Fundament für sein Weltreich zu machen, als den Kaiserkult weiter zu unterstützen. Christus trat an die Stelle des Cäsar, an die Stelle der heidnischen Götter, der unbesiegten Sonne, aber die Christen verstanden ihn weithin nicht anders als ihre alten Götter. So musste das zweite Gebot fallen, es musste aus dem Abendmahl, in dem die Christen diese Bruderschaft aller Menschen im Blick auf das kommende Reich feierten, zum neuen Opferkult werden, und wie die alten Religionen die beste Stütze des bestehenden Staates gewesen waren, wurde nun die Kirche gehorsame Dienerin des Kaisers.

Die Reformation hat in ihrem ersten Ansatz diese falsche Entwicklung korrigieren wollen. Sie proklamierte neu die Herrschaft Christi über unser ganzes Leben, als sich aber aus ihr eine neue Kirche als Institution zu bilden begann, liess auch sie sich in ihrem Wirken erneut beschneiden. Die konstantinische Irrlehre setzte sich erneut auch in der Kirche der Reformation wieder fest, und anstatt der urchristlichen Proklamierung des Gottesreiches für alle Menschen setzte man die Lehre fest und schlug die Botschaft der ersten Christen erneut in Fesseln. Unser Gedenken an den Beginn der Reformation hat darum nur Sinn, wenn wir versuchen, jenen ersten Ansatz wieder zu gewinnen, um von da aus weiter zu gehen. Christen der Reformation müssen wieder der Unruheherd in einer Gesellschaft werden, die sich mit den Kirchen lange arrangiert hat, einerlei, ob es die römisch-katholische oder die lutherische oder reformierte Kirche ist. Mit ihrer revolutionären Botschaft vom Gottesreich werden sie ein solcher Unruheherd sein, der allen Institutionen, ob Staat oder Kirche, unbequem ist. Wir rufen damit nicht zur Unruhe um der Unruhe willen auf, aber wir erinnern die Christen daran, dass sie notwendig, um ihrer Hoffnung auf das kommende Gottesreich willen, Unruhe erregen. Denn alles, was eine bestehende Ordnung in Frage stellt, was

sich nicht zufrieden gibt mit dem, was ist, erregt Unruhe. Bei dem Gedenken an die Reformation geht es also darum, dass wir diesen Charakter der christlichen Botschaft wieder erkennen, dass sie Hoffnung verkündigt.

Die Kirche hat allerdings zu keiner Zeit die Hoffnung auf das Gottesreich vollkommen verschwiegen, auch die katholische Kirche nicht. Sie hat sogar eine ausgeführte Lehre über Himmel und Hölle und Fegefeuer. Aber dieses Gottesreich und das jüngste Gericht liegen in weiter Ferne, auf jeden Fall jenseits unseres Todes. Sie haben auf jeden Fall nicht mit dieser unserer Welt zu tun, als dass wir ermahnt werden, dass wir dereinst vor dem Gericht Rechenschaft ablegen müssen über alles, was wir getan haben. Das Gottesreich und das jüngste Gericht sind so etwas wie ein mahnend erhobener Zeigefinger des Lehrers, dass die Schüler an das Zeugnis denken sollen. Und selbst, dass wir über *alles* Rechenschaft ablegen müssen, ist nicht allzu genau zu nehmen. Die Fürsten zu Luthers Zeiten hatten bereits ihre Absolution für das Morden der Bauern bekommen, und die Mörder der Nazi-Zeit suchen sich bis heute diese Absolution selbst, indem sie betonen, dass sie doch nur im Gehorsam gegenüber der Obrigkeit gehandelt haben.

Die christliche Hoffnung, wie sie in der ersten Gemeinde lebendig war, lag nicht in so weiter Ferne, und darum hatte sie auch einen ganz anderen Einfluss auf das gegenwärtige Leben der Christen. Sie wussten sich gerufen, dieses Gottesreich schon hier und jetzt zu leben, damit jenes Reich sie nicht unvorbereitet überfiel wie ein Dieb in der Nacht. Aber sie fürchteten dieses Kommen nicht; denn der Herr Christus hatte es ja in seinem Leiden bereits auf sich genommen, so dass jeder, der an ihn glaubt, sein Haupt erheben darf, weil seine Erlösung naht. Wollen wir auf dem Wege weiter gehen, den die Reformation begann, so müssen wir diese lebendige Hoffnung wieder gewinnen, die unser Leben heute bestimmt, und wir würden auf diese Weise für die Krise gerüstet sein, in die die Christenheit immer mehr gerät. Wir würden als Christen wieder neu dieser Welt etwas zu sagen und etwas vorzuleben haben, das diese Welt verändern kann. Lassen wir uns dies an einigen Punkten aufzeigen.

Das, was das Gottesreich gegenüber allen anderen Reichen auszeichnet, ist seine umfassende Weite. Gott hat durch Jesus Christus seinen Bund mit dem Volk Israel ausgeweitet auf alle Menschen. Nun gibt es keinen Unterschied mehr, welcher Art er auch immer sein mag. Im Gottesreich sind wir alle Brüder, ob wir nun Juden, oder Christen, oder Heiden, Deutsche, oder Amerikaner, oder Russen, Weisse oder Farbige sind, ob wir uns evangelisch oder katholisch, orthodox oder atheistisch nennen. Das ist geschehen dadurch, dass Gott uns seinen Christus gesandt hat, es ist geschehen durch Gottes geschichtliche Tat. Darum müssen wir jetzt anders verstehen, wer unser Nächster ist, als wir es bisher gewohnt waren. Wir sind es gewohnt, zuerst in unserer Familie und dann in unseren Freunden, unserem Volk unseren Nächsten zu sehen. Die anderen, die so fern sind wie die Amerikaner oder die Russen und Chinesen und Vietnamesen, sind es sicher nicht — so meinen wir. Jesus antwortet auf die Frage, wer denn der Nächste sei, mit der Erzäh-

lung vom barmherzigen Samariter und schliesst die Gegenfrage an: Wer, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Mörder fiel? Wir werden Nächste durch unser Tun. Jeder, der durch unser Handeln betroffen ist, ist unser Nächster. Und darum gilt für all unser Tun, mit wem wir es auch zu tun haben: Liebe deinen Nächsten, er ist wie du! Weil Gott sich in Christus allen Menschen zuwendete, begegnen wir immer nur dem von ihm geliebten Bruder, einerlei, ob wir mit unserem Freunde reden oder in heftiger Diskussion einem Gegner gegenüberstehen. Niemand ist davon ausgeschlossen, und wir sind niemals von diesem Gebot dispensiert. Darum ist es aber auch niemals die Frage, ob ein Christ dieses oder jenes tun *darf*, oder ob es ihm verboten ist. Die Frage, vor der wir immer stehen, ist allein, ob wir durch dieses Tun dem, mit dem wir es zu tun haben, dieses Gottesreich und die in ihm herrschende Liebe Gottes bezeugen. Die Entscheidung darüber kann uns niemand abnehmen, kein Gesetz der Kirche, kein Hirtenbrief und kein Bischofswort. Es lässt sich auch durch staatliche Gesetze nicht reglementieren. Wir müssen vielmehr jede staatliche Ordnung an diesem Gebot der Nächstenliebe messen, dem sie unterworfen ist. Wir haben es allzu lange vergessen, dass auch Paulus auf den Rat, sich der staatlichen Ordnung zu unterwerfen, dieses Gebot folgen liess. Wir sollen uns den Ordnungen fügen, die wir bei uns vorfinden, weil und soweit sie unserem Nächsten dienen. Wenn die Ordnung aber anstatt dem Nächsten zu dienen, nur die Interessen einer Gruppe vertritt, ist es unsere Pflicht, ungehorsam zu sein. Christen haben dies immer wieder durchgeführt, wenn ihr Staat sich in einen Krieg verwickelte. Sie haben sich geweigert, ihrem Staat damit zu dienen, dass sie ihren Nächsten töten. Unsere Kirche hat einmal gesagt, dass es undenkbar sein muss, dass Deutsche auf Deutsche schiessen. Es muss aber ebenso undenkbar sein, dass Christen auf irgendeinen Menschen schiessen, weil sie damit auf jeden Fall diesem Menschen, der ihr Nächster ist, nicht die Liebe Gottes bezeugen. Das gilt für den politischen Bereich ebenso wie für den persönlichen. Hass und Vergeltung müssen aus unserem Denken getilgt werden

Wenn wir dies bedenken, wird uns deutlich, wie wenig wir den Weg weiter gegangen sind, den die Reformation begann. Und es wird schon so sein, dass wir darum so wenig in dieser unserer Zeit als Christen ein Herd der Unruhe in der Gesellschaft sind. Sicher lässt sich das nicht von heute auf morgen ändern. Aber dass die Botschaft des Evangeliums für uns selbst wieder zu einem Herd der Unruhe wird, müsste das Ergebnis unseres Gedenkens an den Tag der Reformation vor 450 Jahren sein. Das heisst, dass wir nicht den katholischen Christen gegenüber neu auftrumpfen sollen; denn dadurch bezeugen wir ihnen ebensowenig die Liebe Gottes. Es heisst nicht, dass wir uns auf Luthers Lehre versteifen, als gebe sie das ewige Leben. Aber es bedeutet auch nicht, dass wir so tun sollen, als ob jener Anfang, der in der Reformation getan wurde, im Grunde ein Irrtum war, so dass es gleichgültig ist, ob wir nun evangelisch oder katholisch sind. Gewiss steht am Ende aller Wege Gottes die Einheit aller Christen, und wir haben sie hier bei uns zu bezeugen. Aber indem wir dies tun, werden wir gerade unter unseren katho-

lischen Mitbürgern als diejenigen leben, für die die organisatorische Trennung keine Bedeutung mehr hat. Wir werden eine Freiheit des Christenmenschen leben, wie sie alle diejenigen nicht kennen, die nur in organisierten Kirchen denken können. Es ist die Freiheit der Liebe, die keine Schranke kennt, für die jedermann der Bruder ist, an den mich Gott gewiesen hat, ihm sein kommendes Reich zu bezeugen.

H. W. Bartsch

## Die politischen und sozialen Voraussetzungen der Reformation

In der nachstehend folgenden Zusammenfassung ihres Artikels («Stimme der Gemeinde», 15. Oktober und 1. November 1967) gelangt die Historikerin Prof. Renate Riemeck zu Schlussfolgerungen über die deutsche Reformation, die unsere Leser werden aufhorchen lassen.

Red.

Betrachtet man die Wirtschafts- und Sozialstruktur Deutschlands am Beginn der Reformation, so wird man zu dem Schluss kommen müssen, dass eine revolutionäre Situation entstanden war, die in den politischen und sozialen Spannungen innerhalb der Gesellschaft ihren Ursprung hatte. Als Luther die päpstliche Bannbulle verbrannte und mit ihr zugleich das «Corpus juris canonici» in die Flammen warf, erschien er als der Mann, der das Grundübel der Zeit erkannt hatte. Er hätte zum Revolutionär werden können, denn ihm folgten zahllose Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung, die auf eine neue, bessere Ordnung hofften. Bis zum Ausgang des Bauernkrieges konnten sich alle nach dem Neuen drängenden Kräfte auf ihn einigen: diejenigen, die ihn verstanden, und auch die andern, die ihn missverstanden. Doch *Luther war kein Revolutionär* und wollte es auch nicht sein. In dem Schreckens- und Schicksalsjahr 1525 fielen Entscheidungen von grösster geschichtlicher Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Volkes. Deutschland war durch den Sieg der Fürstenmacht für Jahrhunderte von jeglicher revolutionärer Initiative «geheilt» worden. Luther hatte weder die Sache der Reichsritter noch die der Bauern und der «städtischen Armut» zu der seinen machen können. An diesem historischen Faktum lässt sich nicht drehen und deuteln. Aber es bleibt zu fragen, ob Leonhard Ragaz nicht recht hatte, als er meinte, dass die 1525 von Luther getroffene Entscheidung – *gegen* die Massen und *für* die Obrigkeit – von den Christen unserer Tage rückgängig gemacht werden müsste.